



Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nummer 2/10

Anzeigenpreis: Die einspalt. Millimeterzeile 6 3. Reklamezeile 18 3.

Altensteig, Sonntag, den 14. Januar 1934

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig

1934

Sonntagsgedanken

... und hätte der Liebe nicht

Im Jahr 996 wurde Persien von einer schweren Hungersnot heimgesucht, in der viele Menschen aus Mangel an Entbehrung starben, während manche Reiche noch im Ueberfluß schwebten. Da machte der weise Herrscher Agud bekannt, daß für jeden Armen, der verhungere, ein Reicher sterben müsse. Von jetzt an starb niemand mehr den Hungertod.

Es ist merkwürdig, wie schnell wir Menschen helfen können, wenn dabei für uns etwas herauskommt, entweder eine Anerkennung oder ein Vorteil oder auch nur ein Gefühl der Befriedigung. Und was für schimmernde Namen halten wir dann bereit, unser Tun damit zu schmücken. Wir heißen's Barmherzigkeit, Opfer, Liebedienst; und ist doch oft alles verborben durch das Gift der Selbstsucht und der Eitelkeit, und flieht doch alles aus der trüben Quelle eines „argen Herzens“. Wir wissen, wie die Bibel darüber urteilt: „Wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze“.

Wir haben wieder Weihnachten gefeiert. Das Fest der Liebe heißen wir es, weil ein Strom des Lebens durch die Häuser und Familien fließt. Aber müde sind diese „Liebe“ nicht leicht wie ein Saisonartikel an, der eine Zeitlang angeboten wird, dann aber wieder verschwindet? Und hat jener Mann nicht recht, der „Liebe“ das Wort nennt, „das gerade um Weihnachten herum eine so große Rolle spielt, aber eben nur zu sehr eine Rolle spielt, eine Gaistrolche, eine Theaterrolle, eine unwahre Rolle“?

Gibt es denn unter uns überhaupt echte Liebe? Liebe aus reinem Herzen? Ja, einer ist's, dessen Leben lauter bedingungslose, restlose Liebe war: der in Bethlehem geboren ist und auf Golgatha hingerichtet wurde, Jesus Christus. Und wer in diese göttliche Liebe eingeht und sich von ihr ganz und gar umfassen läßt, in dem wird auch die Liebe geboren, die von Gott und darum echt ist. R. E.

Der Reichtum echter Liebe

Das Beste am Leben ist nicht die Arbeit, sondern der einzelne kleine Augenblick reiner, himmelstarrer Liebe, der, was jene an Trostgefühl brachte, weit überwiegt. Schlotter.

Die Liebe dient frei umsonst, drum sitzt ihr auch Gott wiederum frei umsonst alles Gute. Lutzer.

Ein Kleinlein Liebe ist mehr wert, als ein Saß voll Gold, u. Bodenschwinnab.



Die Klausenhofen
und ihre Nachbarn

ROMAN VON J. SCHNEIDER-FOERSTL

4. Fortsetzung

Bereizte Lichter blühten über die Ebene. Die Luft war dampfzig und trug den Geruch nasen Heues mit sich. Fein wie eine zartgeschnittene Silhouette hob sich die Silbe des Mondes in das Saphirblau des Himmels. Auch die letzten Reste der gewitterwangeren Wolken waren hinweggeschwemmt. Nur wenn Klaus Süderbloem einem Ast zu nahe kam, sprühte er schillernde Tropfen nach allen Seiten.

„Da lebt man nun so dahin“, sagte der Ebersbacher und wuschte sich das Rah vom Aermel. „Man meint, jeder Tag müßte etwas schenken — und nur schenken, und es könnte einem gar nichts genommen werden. Und dann kommt einer, wie der heutige und reißt einem die Seele auf, türangelweit und zeigt, wie lächerlich ohnmächtig man ist und wie bitter arm einen der Herrgott in einer einzigen Stunde machen kann. — Und man muß noch danken auch, wenn man zur rechten Zeit zur Einsicht kommt. — Jetzt leb ich erst wirklich! — Mit wachen Augen, weißt du, Süderbloem. — Sag nichts! — Ich will nimmer dran denken, wie's wäre, wenn — — Ich möchte nicht, daß du mich alten Menschen heulen siehst.“

Ueber den Waldspitzen, die unwirklich nahe gerückt standen, fiel ein Stern. Er zog eine ferkengerade Spur, mitten in die Wipfel hinein und erlosch.

Süderbloem fühlte, wie der Mann neben ihm zusammenzuckte, ließ die Pferde in Trab verfallen und erst, als sie am See vorüberkamen, gab er ihnen die Peitsche.

Ein Käuzchen schrie aus den Büchen. Leis knarrte das hohe Schilf im Wind. Es war, als flüsteren in dem nächtlichen Dunkel alle die Dinge, die tagsüber kein Leben in sich zu tragen schienen.

Kurz vor 1 Uhr setzte Klaus Süderbloem den Ebersbacher vor dem Tor seines Hofes ab. Aus einem der hohen Fenster kam noch Licht. Dort schloßen die Zwillinge.

„Die Kader warten noch auf mich“, sagte Ebersbach und legte dem Klausenhofen die Lederjade noch fest über's Knie. „Bis auf morgen, Klaus!“

„Auf morgen, Heinrich!“

„Und sei bedankt, daß du mir deine Nachtrube gepferrt hast!“

„Das Opfer war nicht groß, es wäre ohnedies nur eine halbe geworden“, entgegnete Süderbloem und reichte Ebersbach noch einmal die Hand vom Bod. „Und grüß mir deine Zwillinge!“

„Ja! — Sie kommen morgen selber. — Auf Wiedersehen, Klaus!“

Langsam, Schritt für Schritt, ließ Süderbloem die Pferde heimwärts iraden. Feiner Nebel kam aus dampfenden Gründen gekrohen, stieg hoch und umschloß ihn wie ein weicher, zarter Hauch. Kleine, zerliche Schächerwölchen schwebten über dem Himmel und ließen sich vom Mond versilbern. Aber er war ungnädig und versteckte sich hinter den Tannenwipfeln, die ihn nur halb zu verbergen mochten.

Der See tauchte auf, spärlich von Helle überflossen sah er aus wie etwas düster Drohendes. Das Käuzchen schrie noch immer. Vielleicht suchte es ein Junges, das sich verirrt hatte. Nur das Schilf stand unbeweglich und ließ die Tropfen, die von den Büchen fielen, geduldig über sich herabrieseln.

Die Uhr zeigte zwanzig Minuten nach Zwei, als Klaus Süderbloem die Pferde in den Stall brachte.

Hannes hatte alle Hände voll zu tun, um dem Ansturm der Gäste, die am nächsten Tag zum Klausenhof kamen, gerecht zu werden.

Zuerst trafen die Ebersbacher ein. Die alten Herrschaften mit den beiden Töchtern im Jagdwagen. Die Zwillinge mit ihrem Vongespinn. Sie purzelten aus der Chaise und liefen dem Hause zu, wo Klaus Süderbloem eben unter der Tür erschien. Hinter ihm tauchte Ruths dunkles Köpfchen auf.

Frau von Ebersbach, eine Balküre, wie ihr Mann ein verkörpeter Zeus, wartete nicht, bis der Gatte ihr folgte, sondern steuerte sofort auf Süderbloem zu. „Heinrich wird Ihnen alles gesagt haben heute nacht. Ich konnte nicht kommen, weil ich den Schüttelfrost hatte vor Schreden.“ Sie hob Ruth in die Arme und küßte den weichen Kindermund. „Sie müssen sich alles denken, Herr Süderbloem! Ich kann es nicht so zum Ausdruck bringen, was ich sagen möchte. — Annemie“, wandte sie sich an diese, „ich bin eine alte Frau. — Aber man kann ausnahmsweise auch einmal eine alte Frau zur Freundin haben. — Kinder“, gebot sie den Zwillingen, „gebt mir den Herrn Süderbloem für einen Augenblick frei. — Das sind meine Töchter, die Gret und die Dina. Ich glaube, dort kommen die Gerauer.“

In eleganter Kutoc bog das blühende Gefährt in den Hof. Der große Esflein bekam ein dißchen von den Rädern ab. Fröh Gerauer tuschelte selbst.

Die Alten saßen im Fond und konnten nicht früh genug zu Boden kommen. Annemie kam herbeigelaufen und bot ihre Hände zum Gruß. Aber Fröh Gerauer stellte sich dazwischen und nahm sie für sich in Anspruch. „Ich bin doch auch dagewesen, am Sonntag, nicht wahr, Annemie, während der Papa in seiner Sitzung weilte, und die Mama mich wieder einmal verlobhert hat.“

„Um Gottes willen Fröh“, stöhnte die alte Dame.

„Du glaubst es doch, Annemie!“ beharrte er bartnäßig.

„Totfischer“, lachte sie und haß der alten Dame über das Trittbrett. Süderbloem kam und begrüßte die Gerauer, während die Ebersbacher von der Majorin ins Haus geleitet wurden.

Hannes wußte kaum mehr, wohin mit den Pferden. Die Vonges der Zwillinge standen verträglich neben den Jungkindern und strafen mit dielen aus der Kaut.

Kurz darauf passierten die Lotter ein: Sechs Köpfe stark. Selbst die verheirateten Töchter hatte man mitgenommen.

Das ganze Haus schwirte von Lachen, Rufen, Fragen. Man verstand kaum mehr, was der einzelne sagte, denn der eine unterdrach den anderen.

Im Erter saßen die Zwillinge bei den kleinen Mädchen auf den Heideisnudensellen und bauten aus bunten Holzern einen Gutshof: Weit, geräumig, mit Ställen und Remisen und einem Herrenhaus. Man konnte nur nicht unterscheiden, ob es der Klausenhof oder ein anderer war.

Als man sich eben ansah ins Speisezimmer zu wandern, wo den Zwillingen zu Ehren ein kleines Fest arrangiert war, fuhr die letzte Chaise in den Klausenhof ein.

Die Pferde waren von guter Kasse, die schlanken Fesseln bandagiert. Das Silber auf den Reihlägen war zwar verkratzt — aber echt. Kein billiger Ridelersack.

Hannes grüßte die beiden Damen wie ein Haushofmeister. Vor keinem der Gäste hatte er eine solch tiefe Reue gemacht wie eben jetzt, als er Margot Sturzbaecker von dem Kutshof haß.

Sie streifte die grauen Lederhandschuhe ab und schälte damit einem der Pferde Kühlung zu. Dabei sah sie in die hellen, ehrlichen Augen, die ihr entgegenblickten. „Kennen Sie den Satan noch, Hannes?“

„Ja und ob, gnädiges Fräulein!“ Er trat vor das linke Wagenpferd und fuhr ihm die Flanken herab. „Mein Lebtag hätte ich nicht gedacht, daß der noch fromm wird.“

„Ja — fromm!“ Sie legte ihm die Fägel über den Arm und sah nach der Mutter, die mit langsamem Schritt dem Hause zugin. „Etwas vom Satan bleibt immer zurück. Teufel ist nun einmal Teufel. Aber die größten Mucken habe ich ihm abgewöhnt.“ Der Gaul fuhr mit vorgestrecktem Kopf ihren Arm herunter und scharrte ungeduldig auf dem gestampften Boden. „Niel Gäste, Hannes?“

„Alles ist da!“

„Auch die Lotter?“

„Die auch, gnädiges Fräulein — sogar sechs Köpfe stark.“

Sie lächelten einander zu und verstanden sich.

Gerade als Frau von Sturzbaecker die letzte Treppstufe nahm, holte die Tochter sie ein. „Ein Wort noch, Mama — du sagst niemand etwas vor! — Nein!“

Die alte Dame schüttelte nur den Kopf.

„Du änderst nichts damit“, sagte Margot. „Das bißchen Teilnahme, das man uns zeigt, ist nicht hoch zu bewerten.“

„Aber Süderbloem?“ Die Augen von Mutter und Tochter tauchten ineinander.

„Ihm habe ich eine Andeutung gemacht. Das genügt.“

Das Zwiegespräch wurde durch Klaus Süderbloem unterbrochen, der die Damen vom Fenster aus ge sehen hatte und ihnen nun entgegenkam. Frau von Sturzbaecker sah in das schmale, stolze Gesicht und dann über den dunklen Scheitel hin, der sich jetzt über ihre Hand neigte. Warum konnte ihr Kind nicht auch solch einen Mann bekommen? Ihr Kind, das den rücksichtsollsten, schönsten und lebenswertesten Gatten verdiente? Margot ahnte, was die Mutter im stillen erwog und riß das Gespräch an sich.

„Was soll ich Ihnen sagen, Herr Süderbloem, daß es nicht als Phraze klinge? Ich denke, das Gratulieren und Verhimmeln ob Ihrer Tat von gestern wird Ihnen wohl schon über sein. — Aber ich hätte es dem grünen Wasser drüben nie verziehen, wenn es Sie behalten hätte.“

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein.“ Die schmale Mädchenhand an seine Lippen hebend, fühlte er das Beben, das sie durchdrann. Er dachte das gleiche wie die Mutter: „Wo war der Mann, der sich diese seltene Blüte zum Weibe holte?“

Vom Speisezimmer her kam Gläser- und Tellerklirren. Die Majorin erschien zur Begrüßung, auch Annemie machte sich für eine Minute frei, küßte der alten Dame die Hand und Margot auf beide Wangen.

Man rückte zusammen und legte noch zwei Gedecke auf. Fröh Gerauer bekam die junge Sturzbaeckerin zur Tischdame. Da die gesamte Jugend sich duzte, herrschte ungezwungenste Unterhaltung. Reden und Lachen klang über die lange Tafel, an deren Spitze wie immer die Baronin Hammerstein präsiidierte.

Ab und zu flog ein Blick der Damen nach Annemie, die wie ein Gast unter Gästen an der Längsseite des Tisches saß. Aber es schien alles voll Harmonie und Eintracht zu sein. Sie war immer ein liebes, bescheidenes Ding gewesen, die blonde Annemie, und hatte jedenfalls freiwillig das Szepter des Hauses an die Tante abgetreten.



Bequem war das ja, und sie fuhr ohne Zweifel gut dabei. Denn ihre Augen leuchteten, und zudem war es keine Kleinigkeit, das große Gut im Gang zu halten und vom Keller bis zum Dachboden hinauf in allem auf dem laufenden zu sein.

Als Silberbloem das viertelmal den Hals der Weinflasche über das Glas des Ebersbaders senkte, wehrte dieser ab. „Dah jetzt, Klaus. Es ist genug. Am Nachmittag kommt der Bruder meiner Frau zu Besuch, und der könnte meinen, ich wäre seit unjetem letzten Zusammensein ein ganz verroffenes Haus geworden, wenn ich nicht mehr auf geraden Beinen stehen kann. — Vielleicht läßt du meinem Kutsher sagen, daß er einspannt.“

Die Zwillinge, welche es gehört hatten, erhoben zwar Protest. Aber es nützte nichts. Es ging auf ein Uhr.

Margot Sturzbaeder nahm die kleine Ruth auf den Arm und legte ihr Gesicht auf das weiche Haar des Kindes. Fritz Gerauer hob Klaus Silberbloems jüngste Tochter zu sich auf und lächelte. „Wenn wir erst einmal so weit sind — was Margot?“

Sie hob kaum die Schulter. „Es fragt sich, ob wir überhaupt je so weit kommen werden.“ Sie wurde nicht einmal rot dabei. Als er sich jetzt gegen sie neigte, blinnte sie ihm ruhig in die Augen. „Du brauchst ja nur den Mund zu einem — ja — anzutun, dir schenkt jede Frau gern ein halbes Duzend Kinder.“

Klein Angeborg beinahe unanft zu Boden stehend, sagte er böse: „Du fährst noch einmal zur Verdammnis mit deinem Hochmut.“ Jarneströte, die dabei über seine Wangen hinlief, packte nicht recht in dieses sonst so gutmütige Gesicht. Die kleine Ruth noch immer auf dem Arm haltend, lächelte sie: „Ob ich nun zur Verdammnis oder sonstwo hinfahre, wen kümmert das? — Es brennt ja nur mich allein! Aber das gehörig!“

Er wollte noch etwas sagen und verstummte. Da hatte er scheinbar wieder eine tolle Dummheit gemacht. „Kann man dir helfen?“ fragte er reumütig und streckte zugleich die Hand nach Ruth, die Margot immer noch auf dem Arm hielt. „Das Kind ist dir zu schwer!“

„Ach“, sagte sie nur, „wenn mich sonst nichts drücken würde, als dieses Kind.“

Fritz Gerauer hörte sich gerufen. Es war die Mutter, die zum Gehen drängte. „Ich möchte dir helfen“, wiederholte er eigenhändig, aber so leise, daß es sonst keiner hören konnte. „Kann ich Margot?“

Ihre Zähne lagen unter einem wehmütigen Lächeln fast frei. „Du kannst mir höchstens das Gut über dem Kopf anzünden, daß wir mitlamm all unjeren Schulden darin verbrennen.“

„Du —?“ zischte er.

Annemarie, die eben kam, um nach ihren Kindern zu sehen, hatte es gehört. „Warum streitet ihr?“ fragte sie besorgt. „Er meint es sicher gut“, sprach sie, in Fritz Gerauers finstres Gesicht blickend. Und dann zu Margot gewandt: „Wir wollen dir doch alle nur Liebes tun, Margot! — Nicht Fritz?“

Der hatte nun doch die kleine Ruth vom Arm des Mädchens genommen und ließ sich von dem Kinde das kleine Gärtnchen, das seine Oberlippe beschattete, zurechtstreifen. „Es gibt Leute, denen einfach nicht zu helfen ist!“ Das Kind zu Boden stellend, neigte er sich über Annemaries Hand, und da die junge Frau sich gleich darauf umwandte, um sich von den Vottern zu verabschieden, die bereits unter der Tür standen, sagte er dicht vor Margots verschlossenem Gesicht: „Wenn es demnächst bei euch brennt, kannst du dem Staatsanwalt gleich sagen, wer's getan hat!“

Die Mädchenwangen wechselten in fahles Weiß. „Ich hätte dich für vernünftiger gehalten!“

„Und du?“ unterbrach er sie barsch, „du hast mich dazu angepöflet. So sage ich vor Gericht aus. Unter Eid! — das gibt eine nette Verhandlung. Interessant und — und aufschlußreich.“

Ihre Augen lagen zur Hälfte geschlossen, sie weinte fast. Aber er machte keine Miene, irgendwie Abbitte zu leisten. Breitpurzig, die starken kräftigen Schultern etwas vornüber geneigt, stand er vor ihr aufgespannt. „Erlaube, daß ich mich verabschiede.“ Ihre Hand regte sich nicht. Er mußte sie selbst aufnehmen und führte sie flüchtig an die Lippen. Als sie ihm nachblickte, war er bereits unter der Tür und scherzte mit der jüngsten Tochter der Vottern. Die immer etwas weinerliche Stimme ihrer Mutter kam ebenfalls von dort her. „Margot, wo bleibst du denn so lange! — Wir sind die letzten!“

Klaus Silberbloem hielt ihre Hand für eine Sekunde zwischen seiner starken, lebenskräftigen. „Wenn Sie Freunde brauchen, gnädiges Fräulein — der Klausenhof wird es sich zur Ehre schämen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Silberbloem.“

Fritz Gerauer, der nur auf den Hof zu steigen brauchte, stand noch immer und sah nach dem Hause hinüber. „Wocauf warten wir denn noch?“ fragte der alte Gerauer und schob die Lippen etwas nach den Winkeln zu. Dann kam Margot. Und ehe Silberbloem ihr noch in den Fond helfen konnte, hatte der junge Gerauer das schon besorgt und richtete dann noch etwas an den Jägeln, die Hannes bereit hielt. „Komm gut nach Hause.“

„Danke.“

„Ich habe nachmittag auf unjerer Jagdhütte zu tun“, flüßerte er.

Keine Antwort.

„Hast du gehört, Margot?“

„Ja! — Gib mir jetzt die Zügel, bitte!“

Als erstes Gefährt trabte Sturzbaeders Chasse aus dem Tor. (Fortsetzung folgt.)

Abhorrismen

Von Hans Lich. u. dera
Wer den Augenblick genießt und sich nicht in ihm verliert, wölgt das Grundgesetz aller Lebensweisheit.

Schadenfreude ist ein Mangel an Lustgefühl.

Gutmütigkeit ist eine schöne Tugend, aber — ein schlechter Käseer im praktischen Leben.

Barmherzig

Von Otto Sittinger. (Aus: „So jemmer Vent“)

Der Pfarrer git en Unterricht, Er stobt heut grad an dera G'schicht Bon's Samariters Barmherzigkeit. Er legt je aus, des ischt a Freud, Ziegt Sprüche an, drengt Bers derber, Grad wie's am paßt zu seinra Lehr, Frogt als dermittelscht dean ond ean, Ob's g'wischt die Kender au verhean, Ond endlich frogt er's Me's Christ: „Jetzt sag du, was barmherzig ischt.“

Der Christ sait nenz, weil er nenz weis, Was wird der Pfarrer do so bais! Ond hot trug der Barmherzigkeit An onbarmherzigs Wörte g'sait, Des goht vorbei, on d' Schual goht rom, Der Christ macht, daß er weiter komm! Derheim leit d' Ruater ond ischt krank, Schnell schiabt er d' Büschle ondern Bant Ond frogt: „Jeh Ruater jaget au, Ob i Euch net kan ebbes thaan.“

Er schüttel d' Risse, langt Arznei Ond git er's mit am Löffel ein, Trait Wasser her, zendi's Feuer an Ond locht s' Mittag, so guet er kan. En Teller Supp drengt er an's Bett, Wenn's no dr Ruater ichmeda thät! Ond wieder frogt er: „Saget au, Ob i Euch net kan ebbes thaan!“

„Rein!“ sait sei Ruater, „Jeh ischt's g'nua! Komm, wie de uß mein Bett her, Bua, Ond jag, wie's en der Schual au goht, Hoicht g'wischt, was mer de g'frogt hot? Rein? Was: Hoicht net recht acht gean g'bei? Ha? Christle, schwäg! Was weischt denn net?“

„O“, sait er ond hat d' Auga g'wischt, „I weis net, was, barmherzig ischt!“

Fldg.

Wenn der Scheich spekuliert...

Abenteurer in der Wüste — Ein deutscher Kürassierwachtmeister für fünf Mark verkauft Von Dietrich Kasmussen

Der vernichtendste Schlag, den die Spanier in ihren Kämpfen gegen die Rifabalen jemals erlitten haben, war die große Niederlage im Jahre 1925, der die gesamte Streitmacht des Generals Silvestre, mehrere tausend Mann, zum Opfer fiel. Der Oberbefehlshaber selbst blieb seit der Schlacht verschwunden. Kürzlich wurde aber gemeldet, der alte Soldat spiele in den Kämpfen gegen die Franzosen auf Seiten der Eingeborenen eine führende Rolle.

Daß Weiße in die Hände der Eingeborenen fallen, ist häufig vorgekommen und kommt unter Umständen noch heute vor. Denn das nördliche Marokko und der westliche Teil der Sahara stehen zu dem Namen nach unter französischer Herrschaft, in Wirklichkeit sind die Stämme dieser Wüstengebiete völlig unabhängig. Sie betrachten jeden Weißen, der in ihre Hände fällt, als willkommenen Beute.

Am leichtesten finden diese Wüstenhämme ihre Opfer unter den Angehörigen der im nördlichen Marokko lebenden Fremdenlegionsbataillone, die der unmenschlichen Behandlung und des anstrengenden Dienstes unter der glühenden Sonne Afrikas überdrüssig sind, eine günstige Gelegenheit zur Flucht benutzen und nun versuchen, nach Rio de Oro und damit auf neutrales Gebiet zu kommen. Selten allerdings gelingt das kühne Unternehmen. Fast alle fallen schon am zweiten oder dritten Tag in die Hände der Berber, die sie den Franzosen wieder ausliefern. Binkt doch für jeden zurückgebrachten Legionär eine Belohnung von baren fünf Mark; für einen armen Marokkaner eine Menge Geld.

Während des Weltkrieges machte auch ein deutscher Fremdenlegionsarzt ein gewisser Kaiser, den verweilten Verzug, sich von seiner Garnison El Harid nach Rio de Oro durchzuschlagen. Wie nicht anders zu erwarten, hatte ein Berberstamm, die Ued Delim, ihn bald gefaßt. Sämtliche Taschen wurden ihm geleert, Geld, Tabak, Messer und sonstige kleine Habergüter geraubt. Schließlich entdeckten die Räuber auch etwas, das ihre größte Beandtung erweckte. Kaiser hatte nämlich früher bei den Gardes du Corps gedient, es dort bis zum Wachtmeister gebracht. Aus jener schönen Zeit trug er stets ein Bild bei sich, das ihn in Parade-Uniform, hoch zu Ross vor einem Juge, im Schilde des Adlerhelms und des blinkenden Brustpanzers zeigte. Dies Bild entschied nun sein Geschick.

Die Berber begriffen sofort, daß es eine hochgeschätzte Persönlichkeit gefangen hatten. Und als einer von ihnen, der ein wenig Französisch ausgesprochen hatte, im Soldbuch des ehemaligen Legionärs auch noch das Wort Kaiser mühlig entzifferte, unterlag es keinem Zweifel mehr: Man hatte den deutschen Kaiser gefangen!

Eine solch hervorragende Persönlichkeit würde man natürlich nicht den Franzosen für fünf Mark zurückliefern. Die mußte ein hohes Lösegeld bringen. Zunächst wurde der frühere Wachtmeister auf ein Kamel gebunden, und dann ging es tiefer in die Wüste hinein. Als der Abend kam, holte man den Gefangenen von seinem ungewohnten Reittier herunter und ließ ihn an einem Strich in einen ausgetrockneten Brunnen hinar, das sicherste Gefängnis, das die Wüste bot. Morgens wurde er dann wieder heraufgezogen und der Zug fortgesetzt.

Schnell verbreitete sich bei den benachbarten Stämmen der Ruf von dem Glück, das den Ued Delim in den Schoß gefallen war. Etwas Zweifel an der Persönlichkeit des Gefangenen beseitigte ein Bild auf das Lichtbild. Natürlich erwuchs in den anderen Wüstenstämmen der Wunsch, auch eine solche Sehenswürdigkeit zu besitzen, und schließlich gelang es einem von ihnen, den ersten Besthorn ihre menschliche Beute abzuhandeln. Gegen zwei Duzend Kamele wechselte Kaiser keine braunen Herren.

Dies wiederholte sich noch mehrere Male, wobei der „Kurs“, der für den Gefangenen gezahlt wurde, ständig

anzog. Schließlich kam der Stamm, der ihn zuletzt erworben hatte, in die Nähe von Kap Tads in Spanisch-Marokko. Hier dachte der Scheich mit seiner lebendigen Ware ein ganz großes Geschäft zu machen. Er sandte einige der Stammesältesten zum Kommandanten des Militärpostens mit der höflichen Anfrage, ob er Interesse daran habe, den „deutschen Kaiser“ käuflich zu erwerben. Preis rund 300 000 RM. Staunend hörte sich der Spanier den seltsamen Vorschlag an; denn die Verbindungen mit Europa in Kap Tads auch nicht die besten waren, er hätte doch davon hören müssen, daß sich der oberste Kriegsherr des ruhmbedeckten deutschen Heeres seit Monaten in Afrika aufhielte. Er äußerte daher keine Bedenken doch der Führer der braunen Abordnung mußte sie zu befechtigen. Er griff in die Falten seines nicht allzu reinlichen Baraus, zog das Lichtbild hervor und überreichte es triumphierend dem Offizier. Ein Blick darauf; ihm folgte ein so herabliches Lachen, daß die Wüstenhämme nun doch auf den Gedanken kommen mußten, daß es mit ihrem „Kaiser“ wohl nicht ganz seine Richtigkeit haben könne. Mit den 300 000 Mark war es offenbar nichts.

Die Berber hatten sich schnell gefaßt; sie verlegten sich nunmehr aufs Handeln. Sie waren bereit, den „Kaiser“ auch für die Hälfte abzugeben. Das sei allerdings das Alleräußerste. Es blieb es nicht lange. Die Forderung sank auf 50 000, auf 5000, ja schließlich auf 100 Mark. Aber die Spanier lehnten lachend ab, obwohl 100 Mark für einen echten „Kaiser“ doch wirklich nicht zu viel verlangt waren.

Schließlich mußten die Unterhändler sich überzeugen, daß sie wirklich nicht den richtigen Kaiser in die Hände bekommen hatten. Die Angelegenheit erhielt ihre endgültige Lösung, als ein deutscher Händler, der von dem Vorfall gehört hatte, sich einmischte und seinen Landsmann aus den Händen seiner braunen Herren befreite. Für ganze fünf Mark!

Der zerstreute Professor

Die Aufwartung

Professor Raumann wurde in seiner Arbeit durch das Anknöpfen eines Besuchers gestört und kommandierte mit heftiger Stimme:

„Herein!“ Mit höflichen, doch unbehofenen Bücklingen trat ein Schulamtskandidat bei ihm ein.

„Wass wünschen Sie?“ fragte der Professor gepreßt. „Ich wollte mir erlauben, dem Herrn Professor meine ganz ergebene Aufwartung zu machen“, stammelte der Kandidat.

Darauf Professor Raumann: „Kunnn — so machen Sie einmal!“

Spaziergang

Mit ihrem Mann wandelt die Frau Professor durch Feld und Auen.

„Rein, sich doch nur, lieber Mann, wie so gar kümmerlich und dürftig der Hadsch dort steht.“

„Nun, nun, liebe Eleonore“, meinte der Professor aus tiefem Sinnen erwachend, „ich denke, zu Kinderhemden wird er wohl immer noch groß genug sein.“

Das Kissen

Professor Häberle war einer der allerzerstreutesten. Als er bei einer Familien eingeladen war, bewunderte er im Salon ein prächtiges Sofa.

„Das hat mir meine Tochter gestiftet“, sagte der Hausherr. „Aha!“ verzeigte Professor Häberle mit würdigem Kopfnicken, „Jedenfalls ein Hochzeitsgeschenk!“

Wiedersehen

Professor Biel traf einen Bekannten:

„Ah, sieh da, teurer Freund, wie itreu ich mich, Sie nach so langer Abwesenheit einmal wiederzusehen... Was macht Ihre liebe Frau Gemahlin?“

„Aber ich bin doch unverheiratet, Herr Professor“, entgegnete der andere.

„Ach so — richtig — ich glaubte doch ganz bestimmt... Aber was ich jagen wollte: wie lange sind Sie denn schon unverheiratet?“

Der Brief

Professor Falke saßte in die Kocktasche mit dem Ergebnis, daß er einen Brief herauszog:

„Unbegreiflich. Diesen Brief habe ich doch vorhin in den Kasten gesteckt... ich weiß es ganz bestimmt... habe ich vielleicht etwas anderes...? wo ist denn mein Taschentuch geblieben?“

Der 60. Geburtstag

„Meine allerherzlichsten Glückwünsche, Herr Professor, zu Ihrem sechzigsten Geburtstag — aber was muß ich leben: selbst an diesem Freudentage heden Sie bis über den Hals in der Arbeit?“

„Ach ja — Gott sei's geflagt, Sehen Sie, da haben es einige Schüler nicht unterlassen können, mich lateinisch und griechisch anzudichten und nun muß ich diesen schönen Tag dazu verwenden, all das Zeug zu fortigieren.“

Die Brötchen

Beim Professor Schöneders sind heute 25 Studenten zum Abendessen eingeladen. In jenem Zimmer, in dem die Tafel steht, wandelt der Herr Professor sinnend auf und nieder, während seine Gattin die letzten Vorbereitungen beendet, indem sie neben jeden Teller ein Brötchen legt. Dann läßt sie ihren Gatten allein.

Als sie nach einer kurzen Weile wieder das Zimmer betritt, bemerkt sie mit Entsetzen, daß sämtliche Brötchen verschwunden sind.

„Am Himmelswillen, Mann“, stammelt sie, „wo sind denn auf einmal die Brötchen hingelommen?“

„Die Brötchen, teure Frau?“ spricht der Herr Professor und wüßt sich die Stirne, „ja, von welchen Brötchen redest du denn, Schag?“

„Nun, von denen, die ich vorhin auf den Tisch gelegt habe — du bist doch allein im Zimmer gewesen und mußt doch wissen, wo sie geblieben sind.“

Der Herr Professor verkniff in tiefes Nachdenken, doch plötzlich verliert ein Lächeln seine Züge:

„Teures Weib“, sagt er, „was die Brötchen betrifft, so möchte ich mich fast zu der Annahme geneigt finden, daß ich sie ganz in Gedanken, so nach und nach aufgemischt habe.“

Der Kampf mit dem elektrischen Tode

Das verhängnisvolle Bad am Samstagabend — Sogar der elektrische Funke hat seine Chancen — Der Wille beherrscht auch den bewußtlosen Mann

Von Dr. Kurt Jenner

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Zahl der durch den elektrischen Strom hervorgerufenen Unfälle ungeheuer gering ist. Schon im Hinblick auf das riesengroße Gebiet, das ihm als Betätigungsfeld dient. Trotzdem werden hin und wieder Fälle bekannt, die dem allzu sorglosen Zeitgenossen als Warnung dienen und ihn zur strengeren Innehaltung der in Frage kommenden Vorschriften veranlassen sollten. Immerhin ist auch der müßterhafte Staatsbürger nicht vor Ueberrassungen sicher. Stieh da vor nicht langer Zeit einem Fuhrwerksbesitzer das Mißgeschick zu, daß plötzlich sein Pferd arbeitsunfähig wurde und einging, als er mit dem Tiere eine Eisenbahnbrücke im Rheinlande überquert hatte. Die Untersuchung ergab, daß die Brücke unter Strom stand. Ein Kadel lag darunter, das sich blank geschauert hatte. Und der Regen das das Seimige, um die Wirkung des Stromes auf das Tier zu erhöhen.

Der Unfall, den auch der Gewissenhafteste nicht hätte vermeiden können, zeigte aufs neue, welche gefährliche Bundesgenossen Wasser und elektrischer Strom sind. Und doch wird diese jammern bekannte Tatsache nicht nur von dem Laien, sondern bisweilen auch von dem Fachmann außer acht gelassen. Besondere Vorsicht ist im Badezimmer geboten. Hier hat sich schon mancher dramatische Zwischenfall zugetragen, weil man nicht darauf Bedacht nahm, daß der im Wasser stehende Mensch dem Strom einen erleichterten Durchgang bietet. Gefährlich ist es, in der Badewanne zu telefonieren, denn durch Fernsprecher mit Isolationsgehören sind schon Todesfälle hervorgerufen worden. Mancher Badende hat sein Leben verloren, weil er Metallteile anfaßte, die durch Berührung mit einem stromführenden Teile selbst stromführend geworden waren. Bezeichnend ist der Unfall, der einem Ingenieur widerfuhr, als er einen elektrischen Ofen in sein Badezimmer gebracht hatte. Der Mann hatte den Heizkörper selbst zusammengebastelt. Nach dem Bade kam ihm nun das Gelüsten nach einer Zigarette an. Noch in der Wanne stehend hielt er den geliebten Tabak an den Glühkörper, berührte aber aus Versehen diesen selbst und wurde von einem Schläge getroffen, der den Unvorsichtigen tötete.

Recht dramatisch gestaltete sich der vor einiger Zeit in einer deutschen Zeitschrift geschilderte Kampf eines Ingenieurs mit dem elektrischen Tode. Wieder war das Badezimmer der Schauplatz des Unfalles. Der Mann stand aufrecht in der Wanne und wollte sich rasieren. Aber als er die elektrische Lampe ergriff, die vor seinem Gesicht hing, erlösch plötzlich das Licht, und der Strom ging dem Unglücklichen durch den Körper. Der Mann mußte, daß ihm der Tod drohte. In der Gegenwart starker Neugierigkeit pflegt Herzklammer einzutreten. Der letzte Gedanke des Mannes war: „Die Lampe werfwerfen!“ Dann verlor er das Bewußtsein. Als er erwachte, klopfte und rief seine Frau an der verriegelten Tür. Den Ausschrei des Mannes, das Erldischen des Lichtes, den Fall des Bewußtlosen gegen die Wand, das alles hatte sie bemerkt. Auch wie die Lampe an die Mauer slog und das Licht wieder ausflamte. Noch halb bewußtlos stinnete der Ingenieur. Er hatte einige Verbrennungen und Verletzungen davongetragen. Sonst war ihm nichts geidehen. Das Erstaunliche an dem Vorgang ist, daß der Wille den Körper noch beherrscht hatte, als die Gedanken bereits ausgeblendet waren. Der Mann war schon im Zustande der Bewußtlosigkeit, als er den elektrischen Tod besiegte, indem er die Lampe an die Wand schleuderte.

Die Gefährlichkeit des Stromes im Badezimmer hat neuerdings denn auch zu der Bestimmung geführt, daß dort feuerfreie Apparaturen, Schalter, Lampen angebracht werden dürfen, die der Badende von der Wanne aus erreichen kann. Hier ist das Anhalten von Steddolen verboten, und die Lampen müssen einen besonderen Berührungsschutz besitzen. Eingehende Untersuchungen beschäftigen sich noch mit der Tatsache, daß Feuerwehrleute bisweilen elektrische Schläge erhalten, wenn sie stromführende Teile ansprihen.

Angehts des ungeheuren Verwendungsbereiches der Elektrizität ist die Zahl der Unfälle natürlich außerordentlich gering. Es ist auch schon vorgekommen, daß Menschen aus bloßer Angst vor dem Strom gestorben sind. Sie berührten Leitungen, die völlig ungeladen waren, und gaben vor Schred ihren Geist auf. Es ist dies der deutlichste Beweis für die Tatsache, daß die Gefahr durch Böslichkeit vermehrt, durch Aufmerksamkeit dagegen vermindert wird. Der Fall ist bei amerikanischen Verbrechern beobachtet worden, die auf dem elektrischen Stuhl saßen, deren Tötung aber die größten Schwierigkeiten verursachte.

Außerdem hat man die Beobachtung gemacht, daß der elektrische Strom auch seine Chancen hat. Das ist besonders durch die Seitenprünge des Blitges, jenes Wechselstromes von vielen tausend Volt Spannung, offenbar geworden. Mehr als einmal hat sich dieser Spazvogel damit begnügt, einen auf freiem Felde stehenden Menschen mit einem Huisch aller seiner Kleider zu berauben, so daß der Betroffene plötzlich wie Adam oder Eva vor dem Sündenfalle die dah erschauerten Nachbarnleute begrüßte.

So ist auch beim Skilaufen das Gleichgewicht halten eine Sache unangesehener Übung. Darüber lassen sich keine festen Regeln aufstellen. Ob in der Hockstellung oder aufrecht, ob mit breiter oder enger Spur, gleichgestellt, oder mit einem vorgezogenen Ski, das alles sind keine Anhaltspunkte, ewige Streitfragen und leichten Endes ist es — Gefühlsache und eine Frage des persönlichen Könnens. Es ist aber wohl klar, daß, wenn ich in Hock fahre, der Schwerpunkt des Körpers näher dem Boden, das Ripp- und Sturzmoment geringer ist. Das will aber nicht sagen, daß ich einen einfachen Hang, den ich absolut sicher fahre, in tiefer Hock bewältige — also: gehe dann in die Abfahrishocke, wenn der Hang dir gefährlich erscheint und du einen Sturz befürchtest.

Weitlich anders ist es bei der Richtungsänderung. Hier kann man von bestimmten physikalischen, dynamischen Grundfähigkeiten ausgehen und so durch Ueberlegung zur Zweckmäßigkeit gelangen. Wie nun ist es beim Skilauf überhaupt möglich, die Richtung zu ändern? Vier Arten sind zu nennen.

1. Die Richtung wird geändert durch einfaches Umtreten während der Fahrt. Dies ist eine Art trippelnder Seitwärtsbewegung, auf die noch im praktischen Lehrkurs näher eingegangen wird. Sehr gebräuchlich ist die Richtungsänderung durch Umtreten bei den Nordländern, die es hier selbst bei sehr scharfer Fahrt zu einer erstaunlich hohen Fertigkeit gebracht haben.

2. Die hauptsächlichste und am meisten angewandte Art der Richtungsänderung ist der Schwung, der aus größerer und größerer Fahrt heraus mit Hilfe der eigenen Bewegungsenergie ausgeführt wird. Ich mache jetzt einige Ausrufe — und Wertzeichen! Ich nenne keinen Spezialschwung, ich sage nichts von Telemark und Christiania und Stemmschwung. Ich stelle das eine große Gehej auf: Jeder Schwung, soll er sich den natürlichen Bewegungs- und Gleichgewichtsgrundfähigkeiten anpassen, muß mit Hilfe der Bewegungsenergie, mit möglichst wenig eigener Kraft-äußerung, auf dem hogeninneren Ski ausgeführt werden. (Diesen Satz lesend, werden sich die Jüngstlerischen rüsten!) Der tätige, Kräfte aufnehmende Fuß lei zunächst dem Körper, denn nur in möglicher Nähe des Körperschwerpunktes (kleines Rippmoment) vermag er die größten Kräfte aufzunehmen und zu äußern. Diese Begriffe sind fundamental und fast erschöpfend für die Theorie sämtlicher Schwünge.

3. Die Richtung kann geändert werden durch Stimmen, durch den Stemmboogen. Der Stemmboogen muß nach dem Fundamentalsatz unter 2 verworfen werden, weil er diesem natürlichen Bewegungsgrundgesetz entgegenhandelt. Der Beweis wird auch schon allein dadurch gebracht, daß es selbst einem guten Läufer unmöglich sein dürfte, aus großer Fahrt heraus einen Stemmboogen zu machen, weil es ihn dabei mit einer fast absoluten Sicherheit nach außen wirft. Beim Stemmboogen wird das aktive, Kräfte aufnehmende Bein vom Körper fortgeführt. Je weiter ich aber ein Bein vom Gewichtsschwerpunkt entferne, um so größer wird der Hebelarm, und eine um so kleinere Kraft kann ich demgemäß ausüben. Umgekehrt ist beim Aufnehmen von Kräften (Bewegungsenergie, Trägheitsgesetz) die Wirkung durch den größeren Hebelarm bedeutend verstärkt. Außerdem wird beim Stemmboogen das Gewicht nach außen verlegt, etwa gleichbedeutend beim Radfahrer, der sich bei einer Rechtskurve nach links legt, oder einem Flieger, der in der Rechtskurve Linkserwindung gibt. Der Stemmboogen widerspricht somit den natürlichen Bewegungsgefehen und birgt außerdem die nicht zu unterschätzende Gefahr ernstlicher Verletzungen (Stipunktverletzung). Die Spreizstellung und scharfe Winkelstellung der gespreizten Beine wird mit zunehmender Fahrt geradezu bedenklich, dies in erhöhtem Maße, wenn die Beschaffenheit des Schnees minderwertig ist. (Alte Stipuren, Gestorene oder verharzte Spuren, Unregelmäßigkeiten im Schnee.)

Der Stemmboogen verlangt auch eine erhebliche Kraftleistung vom Körper selbst, das wird jeder Läufer bestätigen, der einmal bei schwererem Schnee einen längeren Hang in Stemmboogen abgefahren ist.

Aus all den angeführten Gründen und weil zu allem Ueberfluß der Stemmboogen auch noch unlegant wirkt (Oh! ihr hübschen Frauen, wie schaut ihr aus, wenn ihr Stemmboogen mühsam drückt!), soll er in diesem Lehrkurs keine Verwendung finden. Wir benutzen wohl das Stimmen, aber ohne Gewicht und lediglich zur Einleitung des Schwunges, um die Winkelstellung der Schneeschuhe und somit das größte Sturzgefahrmoment nur für ein kurzes Zeitintervall zu haben.

An dieser Stelle sei gleich vermerkt, daß man zum Abbremsen der Fahrt sich niemals des sogenannten Stemmboogens oder Schneepflugs — pfeilförmige Winkelstellung der Ski — bedienen soll, weil diese Stellung einmal gefährlich und zum zweiten auf die Dauer recht anstrengend ist. In ausgefahrenen Hohl- und Skiwegen nehme man lieber beide Stöße zusammen und benütze sie als Bremse. Dieses Hilfsmittel ist heute durchaus nicht mehr verpönt.

Will man in engen Waldwegen halten, so fahre man nicht bergauf, weil hier die Gefahr des Spizenbruchs immer sehr groß ist. Man fahre vielmehr über die untere Regellante und mache dann sofort einen kurzen Schwung.

4. Wir kommen zur letzten Möglichkeit, die Richtung zu ändern: Zum Quersprung und Umprung. Beide Methoden verlangen schon eine gewisse Geschicklichkeit und werden angewandt bei Bruchharsch, sehr steilen bewaldeten Hängen sowie bei Gräben, kleinen Bächen und Wäldern.

Alle richtungsändernden Möglichkeiten sind zugleich auch Haltmöglichkeiten.

Zum Schluß dieses gedrängten, theoretischen Teiles noch zwei grundsätzlichen allgemeine Bemerkungen und Leitfäden. Je näher Fuß oder Hand am Körpermittelpunkt, um so größer Kraftabgabe und Kraftausnahmemöglichkeit.

Daher: Schwung auf dem hogeninneren Ski in gefaureter Stellung unter geschickter Ausnützung der bewegten und auffangenden Zentrifugalkräfte.

Daher: Beim Gebrauch der Stöße diese möglichst nahe am Körper halten (wogegen sehr viel gesündigt wird)!

Roland Betsch

Nun folgt der praktische Lehrkurs: Gehen in der Ebene. Leicht bergan und leichte Abfahrt.

Aus Roland Betschs Skilehrbuch „Mit Hüttenlage“, das außer einem ausführlichen, leichtverständlichen Ski-Lehrkurs mit vielen Abbildungen eine Reihe farbiger Erlebnisbeispiele aus dem Hochgebirgs- und dem Skilaufleben enthält.

Legenden um den Krebs

Von Dr. Curt Thomalla-Charlottenburg

Krebs ist, um es ganz populär auszudrücken, eine Anarchie im Zellstaat und im geordnet organischen Zellwachstum. Entartete Zellen streben aus den Grenzen des ihnen von Natur gelehnten Funktionen und Räume, vermehren sich mit rapider Geschwindigkeit, so daß Neubildungen von oft erstaunlichem Umfang entstehen, und jenden auf dem Blut- und Lymphweg in vorgedrehtem Stadium eine Ausfaat in den ganzen Körper, so daß entfernt vom ersten Krankheitsherd in den verschiedensten Organen und Körperteilen neue Krebsgeschwülste entstehen können. Dies und mancherlei anderes wissen und kennen wir genau. Wodurch aber entsteht der erste Anlaß zur Entartung der ersten Zelle, die die Mutter aller weiteren Krebszellen und damit des ganzen Leidens wird? — Lange Zeit hat man sich mit der Frage beschäftigt, ob Krebs eine ansteckende Krankheit sei. Man neigt zur Zeit dazu, dies zu verneinen.

Man weiß, daß äußere mechanische Einflüsse in manchen Fällen Krebs verursachen können, wobei man aber nicht sicher ist, ob Druck, Schlag, Stoß usw. nicht vielleicht nur auslösende Momente einer an sich schon vorhandenen Bereitschaft zur Krebsbildung sind. Röntgenstrahlen rufen wohl zweifellos krebsige Entartungen hervor, wenn sie ohne Schutzmaßnahmen und übermäßig lange und oft auf den menschlichen Körper einwirken. All die ersten Pioniere der Röntgenwissenschaft haben ihre aufopfernden Dienste zum Wohle der Menschheit mit Verstümmelungen und Tod bezahlen müssen, weil man diese erschreckenden Erfahrungen erst im Laufe der Jahre sammeln konnte. Man hat durch Teer, Ruß und andere chemische Mittel bei Versuchstieren krebsähnliche Erscheinungen im Laboratoriumserzeugen können. Es gibt gewisse Berufskrankheiten, die für ähnliche Beobachtungen auch an Menschen sprechen. Man hat neuerdings auch mancherlei alltägliche Gewohnheiten unserer Ernährung für das Entstehen von Krebskrankheiten verantwortlich gemacht. Es gibt Stimmen, die das Rauchen anschuldigen, und zwar soll es weniger das giftige Nikotin als vielmehr das bei der Verbrennung entstehende, wenn auch nur in Spuren in jeder Schwelende Zigarette, Zigarette oder Pfeife vorhandene Kohlenoxydgas sein, das die Schädigungen hervorruft. Im Zusammenhang hiermit wäre die von Stadtmedizinalrat Dr. med. Marloth kürzlich öffentlich vertretene Theorie zu nennen, wonach auch das durch Gasbeleuchtung, Gaslocher, beim Gasplätzen usw. entstehende Kohlenoxyd unserer gebräuchlichen, in Millionen von Häusern befindlichen Leuchtgasanlagen die Ursache mancher Krebskrankung sein könnte. Marloth führt dazu in einem „Es riecht nach Gas“ überschriebenen Aufsatz folgendes aus: „Ob als Folge . . . einer chronischen Kohlenoxydwirkung . . . eventuell eine dauernde Entartung der Zellen an den inneren Organen eintreten kann, ist wissenschaftlich noch nicht festgestellt. Jedenfalls ist auch hierbei durch Appetitlosigkeit, Verstopfung und Zellenbeschädigung eine der möglichen Hilfsursachen zu den gehäuften Krebsleiden der Hausfrauen nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.“

Eine Legendenbildung, der mit Nachdruck entgegengetreten werden muß, ist die immer wieder auftauchende und nicht auszurottende Angst vor den sogenannten „Krebshäusern“ und die Behauptung, daß unterirdische Wasseradern Krebsleiden der über ihnen hausenden Menschen verursachen sollen. Man könnte über diese Dinge zur Tagesordnung übergehen und ihre Klärung der Zukunft überlassen, wenn nicht geschickte Spekulanten ein Geschäft daraus machten. Es werden nämlich in vielen Gegenden Deutschlands zur Zeit Apparate angeboten, die im Keller aufgestellt oder im Boden vergraben irgendwelche geheimnisvollen Strahlungen jener noch geheimnisvolleren Adern aufzufangen und unwirksam machen sollen. Gegen hohe Bezahlung suchen Wünschelrutengänger vorher diese Tod und Krankheit bringenden Adern. (Damit soll nichts gegen die Wünschelrute an sich und gegen ihre erst zu nehmenden und gewissenhaften Kenner und Beherrischer gesagt sein!) Jene modernen Alchimisten, seien es nun Phantasten oder Schwindler, erleichtern aber nicht nur die Taschen ihrer Mitmenschen um recht beträchtliche Beträge, für die sie Apparate von zumindest unbeweisbarem Wert, wenn nicht gar bewußt wertlose Drahtgestelle hergeben, sondern sie richten außer materiellem auch ideellen Schaden von unabschätzbarer Tragweite an.

Die hygienische Volksbelehrung, die von verantwortungsbewußten und sachverständigen Medizinern ausgeht, muß das Krebsproblem neuerdings notgedrungen immer härter in den Vordergrund des öffentlichen Interesses stellen. Diese Aufklärung bezweckt nicht sinnlose Angstmacherei, sondern will einerseits zur rechtzeitigen Erkennung möglichst des allerersten Krebsverdachts und zur rechtzeitigen Inanspruchnahme des Arztes erziehen. Und sie propagiert die allgemeinen Regeln hygienischer und gesundheitsfördernder Lebens- und Ernährungsweise, nicht um irgendwelcher Theorie willen, sondern aus dem durchaus einleuchtenden Gesichtspunkt, daß ein gesunder und widerstandsfähiger, abgehärteter und in seinen Organfunktionen ausgeglichener Körper dem Entstehen des Krebses sicher mehr normale Abwehr entgegenstellen kann, als ein minderwertiger.

Die Beherrschung der langen Latten oberstes Ziel des Skilaufes

Das oberste Ziel des Skilaufes ist die reiflose Beherrschung der langen Latten in jedem Gelände. Dieses hohe Ziel erreichen nur wenige. In jeder Lage, bei jedem Schnee und in jeder Art von winterlicher Landschaft den Schneeschuhen den eigenen Willen mit sportlicher Eleganz diktieren, heißt meisterliches Laufen; einerlei, nach welchen Theorien und Grundfähigkeiten es geschieht.

Beherrschung des Skis aber bedeutet zweierlei; einmal die Fähigkeit, in jeder Lage und bei jeder Geschwindigkeit das Gleichgewicht halten zu können — Stand haben — und zum zweiten, aus jeder Fahrt und Geschwindigkeit die Schneebeschaffenheit heraus die Fähigkeit zu haben, die Richtung nach eigenem Willen zu ändern. Zwei Worte: Stand und Richtungsänderung nach meinem Willen.

Wie beim Radfahren, beim Seltsitzen, beim Fliegen,

MAGGI'S
Fleischbrüh-Würfel
jetzt: 3 Stück 10,-

